

söhnt sie uns mit dem Leben, indem sie uns vom Schmerze befreit, und sie lehrt uns das Leben loben, weil es die ewige Schönheit ist. Daher das unbeschreibliche Glück, das uns diese Bronzen von Meunier geben. Unser Elend war zu meinen, daß die Schönheit selten geworden ist. Nun lernen wir wieder, daß alles schön ist. Unsere großen Lehrer sind die Künstler. Sie haben das Amt, uns die Schönheit der neuen Dinge, die im Leben der Menschen erschienen sind, fühlen zu lassen.

Im sechsten Saal sind die Sachen von Schnopff. Diese haben bei uns einen großen Erfolg. Sie wirken auf die Leute sehr. Ich erinnere mich, gehört zu haben, daß die Ahnen des Künstlers vor so vielen Jahrhunderten aus den österreichischen Ländern nach Brüssel gekommen sind. Es mag also sein, daß er, indem er malend das Tägliche, das Heutige vergessen will und tiefe Gefühle, die vielleicht Erinnerungen sind, in seiner Seele anruft, Altes aus unserer Vergangenheit berührt, das auch in uns noch wie ein Traum lebendig ist. Dies würde auch erklären, warum wir bei seinen Gestalten an unseren Hofmannsthal denken müssen und oft, wie eine von ihnen fließende Musik, ganze Sätze aus dem „Garten der Erkenntnis“, ja die eigentliche Melodie dieses Tractates zu hören glauben; der fragende Jüngling, den er immer malt, ist ganz wie der Erwin.

Seine Sachen wirken auf unsere Leute sehr, aber sie wundern sich selbst und sie wissen nicht, was sie sagen sollen. Die Geschickteren, die sich ein bißchen umgethan haben, meinen schließlich, daß er eben so male, wie Maeterlinck dichtet. Andere habe ich ein gewisses Mißtrauen aussprechen hören: gegen eine Kunst, die ihre Ausdrücke nicht aus der Natur, sondern aus der Kunst nimmt, also eine Kunst nach der Kunst ist, aus zweiter Hand. Endlich wird geklagt, daß man sich seine Symbole nicht „deuten“ könne; um sie zu verstehen, würde man einen „Schlüssel“ haben müssen.

Das mit Maeterlinck stimmt. Schnopff malt, was Maeterlinck dichtet. Er ist ein Maler des inneren Lebens. Wie William Blake, der Painter Poet, schrieb: „Ich bin der Secretär, die Autoren sind in der Ewigkeit“. An diese dunkle Wahrheit erinnert uns Schnopff: er scheint das Dictat geheimer Stimmen aus der Ewigkeit aufzunehmen. Maeterlinck sagt gern, daß das, was wir reden oder thun, gar nicht wichtig ist; es ist nur ein Gleichnis, unser eigentliches Leben ist hinter ihm, aber wir können es nur in Verzückungen erfassen. Dies wissen wir, wir wissen es besser, als was wir beweisen können, aber wir möchten es aussprechen können und auf dem Wege zur Sprache verlieren wir es doch immer. Das Unausprechliche zu malen versucht Schnopff. Wir stimmen ihm zu, weil wir uns ja erinnern, es auch bei uns geschaut zu haben. Gerade das, was wir nicht aussprechen können, weil es sich nicht denken läßt, glaubt jeder einmal gesehen zu haben; daher weiß er es, sonst könnte er ja nicht leben. Wir erinnern uns, daß wir einmal abends an einem Haus vorbeigegangen sind, und da haben wir ein Gesicht gesehen; es war nur ein Moment, wir haben uns nicht umgeschaut, weil wir wissen, in der Nähe wäre es ein gemeines Gesicht und das Schöne würde verlöschen, aber wir können es nicht mehr vergessen: denn in diesem Moment haben wir das Unausprechliche gewußt. An diese Erinnerung halten wir uns an, von ihr leben wir. Wir haben solche Angst, sie zu verlieren; dann wäre es aus. Wir machen uns selber Zeichen von ihr. Daher kommt es, daß der Mensch eine „Lieblingsfarbe“ oder eine „Lieblingsblume“ hat. Andere Blumen sind vielleicht schöner, ich bewundere sie auch, aber die gelbe Nelke ist meine Blume: wenn ich sie sehe, spüre ich das, was mein Leben ausmacht und was ich durch meine Handlungen ausdrücken will und was ich doch niemals so sagen kann, so rein und so groß, wie es mir die gelbe Nelke sagt. Ich hege sie aber nicht nur bei mir, sondern ich stecke sie aus, damit mich andere Menschen an ihr erkennen mögen: denn die anderen Menschen, die auch die gelbe Nelke lieben, müssen aus derselben Gegend sein, wie meine Seele ist, und darum möchte ich ihnen begegnen. Ich könnte ihnen ja nichts sagen, weil die Seelen nicht reden, aber wir würden uns verneigen und uns die Nelken reichen.

Solche gelbe Nelken malt Schnopff: Dinge, bei denen er einmal die Ewigkeit gespürt hat. Seine Nelken gehören aber meistens nicht der Natur, sondern der Kunst an: es sind Säulen oder Schmuck oder Augen, die wir nicht aus dem Leben kennen, sondern von Gemälden her. Dies ist das Zeichen später Menschen, auf welchen viele lange Vergangenheiten liegen; es ist das Zeichen der Letzten, der Erben. Ihnen hat sich vor die Natur die alte Kunst der Vorfahren gestellt, diese ist für sie zu einer zweiten Natur geworden. Die großen Ereignisse in ihrem Leben, die aufweckenden Ereignisse sind nicht Berührungen der Natur. Bevor uns ein Mädchen geküßt hat, haben wir durch Sonette Verstorbener schon tausend Lippen ausgetrunken. Unsere Blumen sind Geschmeide aus Gräbern von alten Fürsten, geborstene Säulen, Farben, die seit vielen Jahren schon blasz geworden sind. Das ist unser Schicksal, daß wir nur durch todt Dinge erst erfahren, was das Leben ist. Niemals hat ein Künstler das trauriger ausgesprochen als Schnopff. Bei ihm frieren wir von unserer Kälte.

Aber die Leute möchten, daß man ihnen die Säulen und das Geschmeide und die räthselhaften Augen „deuten“ soll; sie möchten den „Schlüssel.“ Was würden Sie sagen, wenn ich zu Ihrer

Lieblingsblume einen „Schlüssel“ verlangen würde? „Erklären“ Sie mir, warum die gelbe Nelke Ihre Lieblingsblume ist? Darauf würden Sie mir mit Recht antworten: „Wenn ich das „erklären“, wenn ich das in Worten aussprechen könnte, so würde ich ja nicht erst eine Lieblingsblume brauchen. Durch sie sage ich ja gerade das von mir aus, was ich nicht nennen kann und doch als das Eigentliche spüre, als mein Geheimnis und meinen Wert. Ich habe drei, vier Mal in meinem Leben einen Moment lang das Gefühl gehabt: jetzt gehen die Thüren zur Ewigkeit auf. Einmal durch einen Kuss, einmal vor einer theuren Leiche, einmal ganz von selbst, während ein warmer Wind gieng, und manchmal im Schlaf. Seitdem weiß ich, daß mein Leben nur ein Schatten ist und daß ich noch ein anderes Leben habe, welches das Eigentliche ist. An dieses erinnert mich meine Lieblingsblume. Es gibt Farben, die mich so erinnern, und manche Linien von besonderer Art und Gerüche. Zu erklären ist da nichts. Ich spüre halt sehr viel dabei, ich spüre alles dabei.“

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politische Notizen.

Mitten in unseren desolaten inneren Verhältnissen verlangt der Marinecommandant eine Vermehrung der Kriegsflotte, um das Ansehen der Monarchie nach außen zu heben. Leitende Idee dabei ist offenbar der sprichwörtliche Satz: Außen hin, innen psi!

Uebrigens wird es, auch wenn wir die neuen Kriegsschiffe bekommen, selbst nach außen hin mit unserm „Hui“ nicht so weit her sein als der Marinecommandant zu meinen scheint. Die Schiffe allein thun's nicht, zu einer imponierenden äußeren Politik gehört auch etwas Verstand. Wenn nun das diplomatische Talent künstlich wäre, so wäre uns keine Geldausgabe zu hoch, um eine, wenn auch nur bescheidene, Dosis von diesem Artikel von Staatswegen für den Grafen Goltchowski anzuschaffen. Leider ist aber das diplomatische Talent nicht zu erkaufen wie die Schlachtschiffe, und deswegen, fürchte ich, werden uns die neuen Panzer und Torpedos nicht viel nützen, wenn uns der alte Graf Goltchowski als Staatenlenker erhalten bleibt.

Wie übrigens die neue Marineidee in unseren maßgebenden Köpfen entsprungen ist, stell ich mir ganz einfach vor. Unsere maßgebenden Köpfe lasen in den Zeitungen, daß Deutschland, Rußland und England sich mit ihren Marinen in China festsetzen. „China! da gehören doch eigentlich wir hin“ — so sagten sich die maßgebenden Chinesen unserer Reichsverwaltung, und der Flottenplan war geboren.

Viele Leute, die den Herrn Dr. Raizl von seiner vieljährigen parlamentarischen Thätigkeit her als anregenden und vielseitigen Redner kannten, hat sein Finanzexposé durch seine absolute Zueinstimmigkeit enttäuscht. Mich nicht! Denn ich erinnere mich, daß sich Herr Dr. Raizl gleich bei seinem Amtsantritt in seiner Empfangsrede bloß als den Sprecher der Beamten des Finanzministeriums erklärt hat. Im Finanzministerium gibt es nun natürlich sehr verschiedene Beamte, geschulte und dumme, gedankenreiche und gedankenarme. Ich nehme also an, daß sich Herr Dr. Raizl in seinem Finanzexposé zunächst zum Sprachrohr eines der gedankenarmen Beamten seines Ressorts gemacht hat. So ließe sich sein Exposé ohne jeden psychologischen Widerspruch leicht erklären. Den ehemaligen Parlamentarier Raizl hat es vielleicht gequält, in seiner neuen Stellung als „Sprecher der Beamten“ des Finanzministeriums der Welt zu zeigen, was für Hohlköpfe mitunter in den Ministerialbureaux beisammenstehen. Wenn das der Zweck seines armseligen Exposés war, dann hat er ihn erreicht, und ich sehe nicht ein, welchen Grund wir Nicht-Bureaunkraten hätten, ihm diesen gelungenen antibureaufratischen Witz übel zu nehmen.

Aus dem intimen Verkehr mit Herrn David haben unsere Regierungen das Revolvern erlernt. In seinem Exposé droht Herr Dr. Raizl der Opposition gewisse wirtschaftliche Nachteile an, für den Fall, daß sie ihm das Budget obstruirt. Diese Taktik dürfte selbst dem derzeit subventionslosen „Reichswehr“-David imponieren. Wenn's in diesem Stil bei unseren Regierungen weitergeht, so sehen wir den Tag schon kommen, wo der Finanzminister der Zukunft den oppositionellen Abgeordneten die Bärstenaßzige eines § 14-Budgets zuschickt, um sie zur parlamentarischen Erledigung des Budgets zu zwingen.

Mit großem Eifer polemisiert Herr Dr. Herold gegen die bekannte Sentenz von der Ueberwertigkeit der deutschen Cultur. Dr. Herold läßt es aber nicht bloß bei Worten bewenden. Er arbeitet selbst eifrig an der Hebung der czechischen Cultur mit, und wenn schon nichts anderes, so ist es ihm doch mindestens gelungen, die czechische Cultur um die berühmten 12 Procent zu erhöhen.

Der Justizminister Dr. v. Rube hat anfangs März in einem vertraulichen Rundschreiben alle Staatsbehörden aufgefordert, jede in den Zeitungen erscheinende unwahre Notiz, die geeignet ist, das Ansehen der Staatsbehörden zu schädigen, mit Hilfe des § 19 zu berichtigen. Da in den seither verfloßenen Wochen in der gesammten Presse keine einzige amtliche Berichtigung erschienen ist, kann man annehmen, daß die von Dr. v. Rube so tief beklagten, weil die Staatsautorität schädigenden, Zeitungsnachrichten auf Wahrheit beruhen.

Das Cabinet Thun muß wirklich ein großes Cabinet sein, da in ihm so gewaltige politische Gegensätze, wie Thun-Raizl, Baernreither und Raft Platz gefunden haben.